

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 7

Artikel: Die Bedeutung unserer Wehrkraft
Autor: Wille, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Monatshefte * für Politik und Kultur *

Verlag der Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte für
Politik und Kultur, Basel. — Schriftleiter Dr. Hans Dehler.

Bezugspreis jährlich Fr. 16.—, viereckjährlich Fr. 4.25, Einzelhefte Fr. 1.50. Ueber die Bezugsbedin-
gungen für das Ausland gibt der Verlag Auskunft.

Bestellungen nehmen alle Poststellen, alle besseren Buchhandlungen oder der Verlag Zürich,
Steinhaldenstrasse 66 entgegen.

Einzahlung des Bezugspreises auf unsere Postcheck-Rechnung VIII 8814 gilt als Bestellung. Bestellungen aus
dem Auslande nur direkt beim Verlag.

1. Jahrgang

Oktober 1921

Heft 7

Die Bedeutung unserer Wehrkraft.

Von

General Ulrich Wille.

In der Revue militaire suisse sind in diesem Sommer zwei Artikel aus der Feder ihrer Redaktoren erschienen, in denen das Interessante ist, daß diese Darlegungen in einem Blatte stehen, dessen Daseinszweck die Förderung unserer Wehrkraft ist, die man nach allgemeiner Ansicht zur Erhaltung der staatlichen Unabhängigkeit, unserer von den Vätern ererbten Freiheit und Selbständigkeit, notwendig hat. Dieser Ansicht sind die Herren Redaktoren der Revue militaire suisse nicht. Unser Volk aber will, daß das Vaterland selbständig und frei von jedem fremden Einfluß zwischen den mächtigen Staaten dasteht und daß es für dieses entschiedene Wollen von allen Völkern der Erde geachtet sei. Während den langen Friedensjahren, die dem Weltkrieg vorausgingen, bildete diese unsere Vaterlandsliebe den eisernen Bestand aller Reden bei Schützen-, Turner- und Sängerefesten und überhaupt überall, wo durch das Prozen mit seiner Vaterlandsliebe dem souveränen Volk eine Freude zu machen war. Gleichzeitig aber hütete man sich wohl, durch rücksichtsloses zähes Verlangen von Taten und Opfern, von Entfagen auf persönliche oder Parteivorteile, oder auch nur von Unnehmlichkeiten, die auf allen Tribünen in den Himmel erhobene Vaterlandsliebe auf eine harte Probe zu stellen. Unter diesen Umständen durfte man wohl befürchten, daß die gepriesene Vaterlandsliebe allmählich zum Festgewand geworden war, das im Schrank hängen blieb, wenn die rauhe Wirklichkeit des Alltags ihre Anforderungen stellen würde.

Aber die Kriegsmobilisierung 1914 bewies, daß solche Befürchtung gänzlich unbegründet, daß die Vaterlandsliebe ächt und zu Taten willig. Auf das, was damals zutage trat, gilt es zu vertrauen, dann stellen diejenigen, die unser Staatsschiff durch das brausende Weltmeer durchbringen sollen, das Segel richtig und lassen sich das Steuer nicht aus

der Hand drücken, das unsere Freiheit vor dem Zerschellen an einem Felsen oder vor dem elenden Auffahren auf eine Sandbank bewahrt.

Es ist mir unverständlich, wie jemand, nachdem die Kriegsmobilisierung von 1914 die Vaterlandsliebe und die Bereitwilligkeit unseres Volkes, für des Vaterlandes Selbständigkeit und Unabhängigkeit jedes Opfer auf sich zu nehmen gezeigt hat, wagen kann, unserem Volke so etwas zu bieten, wie es die beiden Herren Obersten Feyler und Lecomte in ihren Artikeln in der Revue militaire suisse getan haben. — Die Leitmelodie beider Artikel ist, daß mit unserem Eintritt in den Versailler Völkerbund unsere Freiheit, unsere Selbständigkeit und unser Selbstbestimmungsrecht aufgehört, daß wir daher eine Wehrkraft, um unsere Selbständigkeit gegen jedermann, der sie mißachtet, zu schützen, nicht mehr notwendig haben, unsere Armee kommt nur noch in Betracht als Apendix der Armeen der Großstaaten, die sich die Vorherrschaft der Welt gegeben. Herr Lecomte macht dann den seinen praktischen Sinn für Gelderwerb im schönsten Licht zeigenden Vorschlag, wir sollten jetzt ein kleines Heer aufstellen, das wir dem Völkerbund zur Aufrechterhaltung seiner Ordnung, zu Exekutionen gegenüber jenen Staaten, die sich den Sprüchen der Machthaber nicht fügen wollen, vermieten.

Traurig ist es, daß Offiziere unserer Armee, von denen der eine Offizier von Beruf ist und dafür besoldet wird, mit all seinem Können und Wissen unsere Wehrkraft zu fördern, so denken, und dies sogar öffentlich aussprechen können. Aber noch trauriger ist die Notwendigkeit, gegen solche Irrlehre auftreten zu müssen, damit sie nicht die Volksseele vergiftet und damit nicht die Behörden durch sie in ihrem pflichtgemäßen Wollen gehemmt werden, eine Wehrkraft so stark und gesund wie möglich zu erschaffen, zur Verteidigung unserer Freiheit gegenüber Jedem, der uns vergewaltigen will.

Unter demjenigen, was gegen diese Irrlehre geschrieben worden ist, stehen die Darlegungen des Oberstkorpskommandant von Sprecher in Heft 4 der Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur („Die heutige militärisch-politische Lage der Schweiz“) obenan. Mit der ihm eigenen logischen Schärfe und tiefen Sachkunde weist er nach, daß der Versailler Völkerbund und unser Beitritt zu ihm die Gefahr der Mißachtung unserer Neutralität in einem künftigen Kriege viel größer gemacht habe, als früher und daß wir daher viel stärker noch als früher dagegen gerüstet sein müssen.

So sehr ich auch die Wichtigkeit jeder seiner Darlegungen und ihrer Schlußfolgerungen anerkenne und so innig ich auch hoffe, daß sie große nachhaltige Wirkung auf die Volksseele, vorab auf das Verantwortlichkeitsgefühl der Politiker haben werden, kann ich doch nicht unterlassen, ihnen beizufügen, daß ich die Gefahr für unser Land, wenn wir unsere Wehrkraft vernachlässigen, durchaus nicht allein in dem, was uns in einem zukünftigen Kriege droht, erblicke, und ebensowenig allein in dem Wollen unserer Revolutionäre, die staatliche Ordnung über den Haufen zu werfen; die Gefahr für das Fortbestehen unserer kleinen Republik

an der Grenze der Mächtigen, die ihren rücksichtslosen Tyrannenwillen der ganzen Welt aufzwingen wollen, erblicke ich darin, daß, wenn nicht im souveränen Volk durch seine Behörden und Politiker die Entschlossenheit, wehrkräftig zu sein, beständig und richtig wacherhalten wird, wir niemals das feste Selbstvertrauen besitzen werden, um einer Vergewaltigung unserer Selbständigkeit, unseres Rechtes vorzubeugen und niemals die Entschlossenheit zum Durchhalten, wenn der Versuch dazu unternommen wird.

Das ist dasjenige, was den Regierenden unserer kleinen Republik fehlt. Damit aber mache ich denen, die zufällig jetzt an der Spitze stehen, keinen Vorwurf, und auch dem souveränen Volk mache ich keinen Vorwurf, wenn es sich, nachdem es durch Aufbrausen den Willen dokumentiert, sich nichts gefallen zu lassen, jetzt gelassen in das fügt, was ihm durch die Schwächlichkeit seiner Regierenden auferlegt ist. Das war immer so, nicht bloß bei uns, sondern bei allen kleinen freien Völkern, denen friedliches Wohlergehen das Höchste ist, was sie vom Staat verlangen.

Alle diese kleinen Völker ohne Ausnahme haben ihre Wehrkraft stets schmählich vernachlässigt. Wohl stellten sie eine Truppenmacht auf, die Bürger freuten sich an ihren bunten Uniformen und den militärischen Titeln; das Ganze war aber mehr oder weniger nur eine harmlose Lustbarkeit, und im naiven Glauben, daß man das Wehrwesen nicht anders haben könne, als wie dem Wohlbehagen des Bürgers entspricht, wurde dieser Zweig des staatlichen Lebens, in dem sich dessen Lebenskraft ausdrückt, auf einer gänzlich ungenügenden Stufe gelassen. Diese Denkweise übertrug sich aber automatisch auf die Behandlung aller großen Lebensfragen des Staates. Zaghaftigkeit und Ratlosigkeit, ängstliches Ausweichen und Nachgeben war die Regierungspraxis, wo alleine mutige Festigkeit Staat und Volk vor Schaden bewahren kann.

Diese Denkweise brachte als Abschluß der guten alten Zeit den schmählichen Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft, als 1798 der große Korsie, beziehungsweise die französische Republik es für opportun erachtete, sich die Schweiz anzugliedern und sie für ihren Ägyptischen Feldzug die Goldgulden des Berner Kriegsschatzes haben wollte. Einen großen Kriegsschatz hatten sich die Herren von Bern vorsorglich angelegt, aber von den Bürgern die persönlichen Opfer zu verlangen, damit ein Heer da sei, dem der große Goldschatz dienen konnte zur Verteidigung des Vaterlandes, das hatten sie nicht gewagt. — Es ist nichts symptomatischer für die kraft- und kopflosen Regierungsmaximen jener Zeit, als daß man einen großen Kriegsschatz anhäuften, aber keine kriegstüchtige Wehrkraft aufstellte.

Als 1815 die neue Eidgenossenschaft anfang sich zu entwickeln und damit, seit den Tagen unserer politischen Größe, zum erstenmal wieder eine Eidgenossenschaft bestand, die wirklich frei und selbständig und nicht mehr Vasallenstaat eines großen Nachbarn war, da verschwand die Willfährigkeit unserer Regierung gegenüber den großen Nachbarn und deren Mißachtung unserer Selbständigkeit, aber die Art, wie in unserer demo-

fratischen Republik die Regierenden bestellt und in beständiger Abhängigkeit von ihren Wählern gehalten werden, ließ doch nicht das Wesen, das steife Rückgrat, sich entwickeln, das für das Gewähltwerden zwar nicht gerade förderlich, dessen Vorhandensein aber notwendig ist, damit nicht Volk und Staat durch stürmische Begehrlichkeit im Innern wie von Außen gefährdet wird.

In den langen Friedensjahren vor dem Weltkrieg hatte es nicht so viel auf sich, wenn unsere Regierenden sich durch Labieren und Paktieren mit Schwierigkeiten, die ihnen bereitet werden, abfanden. Anders aber ist es jetzt, wo die Sieger im Weltkrieg durch ihre Friedensdikate die Welt in einen Wirrwar gebracht, wie nie zuvor noch der Fall war und wo sie durch ihren sogenannten Völkerbund die kleinen Staaten vor ihren Siegeswagen gespannt haben. — Daß ganz besonders die Schweiz vorgespannt werden soll und ihr kein Atom von eigenem Willen gelassen werden will, ist etwas, das jetzt offen zutage liegt.

Das will aber unser Volk nicht, das hat die Mobilisierung 1914 gezeigt, das will noch viel weniger unsere Regierung.

Wie in den vorausgegangenen Darlegungen schon wiederholt ausgesprochen, ist das, was dem Betrieb unserer staatlichen Dinge die Signatur gibt, die Scheu vor Konflikten. Wohl scheut man sich nicht, etwas zu unternehmen, von dem man sich zum voraus sagen könnte, daß ein Konflikt die Folge davon sein werde, aber wenn dieser heranzieht und man dann, wie seinerzeit mit dem lächerlichen Getöse der Wetterkanonen, das Gewitter nicht verhindern kann, sucht man durch Kompromisse den Sturm ungefährlich zu machen und das Ende vom Lied ist, daß man das im Wesentlichen preisgibt, was man zum Besten von Volk und Staat notwendig erachtete und unternommen hatte mit dem Willen, es durchzuführen. Daß die staatlichen Dinge darunter leiden, ist nicht das Schlimmste, das Schlimmste ist, daß bei solcher Praxis, Konflikte zu applanieren, die Kraft verloren geht, diese zum Heil von Staat und Volk durchzukämpfen, wenn es sich um Großes, Entscheidendes handelt. Die meisten kleinen Staaten sind an dieser Praxis zugrunde gegangen. Im materiellen Wohlergehen äußerlich blühend, waren sie schon lange innerlich verfault, als ein mächtiger Nachbar es an der Zeit fand, ihrer Scheinselfständigkeit ein Ende zu machen. Das war auch 1798 das selbstverschuldete Schicksal der alten Eidgenossenschaft.

III diese kleinen Staaten hatten das gemeinsam, daß sie ihre Wehrkraft vernachlässigten. Sie sahen es nicht als höchste Staatsaufgabe an, ihre Wehrkraft so lebendig und stark wie möglich zu halten, sondern ließen sie in einem vergnüglichen Scheindasein versimpeln und verkommen. Und zwar taten sie das nicht in der praktischen Erwägung, daß ihre Wehrkraft doch niemals genügend sei, um derjenigen einer Großmacht erfolgreich Widerstand leisten zu können, sie nahmen das nicht einmal als Vorwand, denn es hätte das Selbstgefühl, die sogenannte Vaterlandsliebe der Bürger verlezt. Ihr Grund war einzig die Erwägung,

daß die für Erschaffung und Erhaltung wirklicher Wehrkraft erforderlichen Leistungen den Bürgern nicht genehm seien.

Keinem der Politiker all dieser kleinen Staaten fiel es ein zu erkennen, daß die Pflege der Wehrkraft noch eine ganz andere Bedeutung habe als nur die kriegerische Verwendung, daß dies die Erziehung der Bürger zu den Charaktereigenschaften sei, die sie befähigen und berechtigen, ein freies Volk zu sein und daß dieses Wesen des freien Volkes, das Keinem zulieb und Keinem zuleid leben will, bei den Mächtigen eine respektvolle Scheu vor einer Verletzung seiner Rechte hervorruft. Wirklich wehrkräftig zu sein ist zu allen Zeiten der beste Schutz gegen den Gewaltmißbrauch der Großen und zwar an erster Stelle, weil es diesen zwingt, Achtung zu empfinden vor dem Wesen des Kleinen.

Wir befinden uns seit dem Versailler Frieden und der Errichtung des Versailler Völkerbundes in ganz gleicher Gefahr gegenüber der neuen Vormacht Europas, wie am Anfang des 19. Jahrhunderts, als Frankreich durch Napoleon seine Vorherrschaft über Europa aufzurichten begann. Gleich wie diesem eine selbständige Schweiz vor seiner Tür und zwischen ihm und den Großstaaten, die es unschädlich machen wollte, unbequem war, ist sie es auch den französischen Mächthabern von heute, die darum nur eine ihnen untertane Schweiz dulden. Das Netz, in das unsere Politiker uns arglos vertrauensvoll hineingeführt haben, beginnt sich bereits zusammenzuziehen. Volk und Politiker haben ihre naive Vertrauensseligkeit aufgegeben und täuschen sich nicht mehr darüber, daß, wenn es uns nicht gelingt, uns aus den Maschen dieses Netzes zu befreien, es mit unserer Freiheit und Selbständigkeit vorbei ist und wir zu Vasallen Frankreichs werden sollen, ohne am Kriege teilgenommen zu haben und in ihm besiegt worden zu sein.

Rettung bringt alleine, wenn das souveräne Volk und seine Behörden die Erreichung des höchsten Grades der Wehrkraft als oberste Staatsaufgabe ansehen und auch dementsprechend handeln.

Beim Aussprechen dieser Ueberzeugung liegt mir jeder Gedanke an Krieg und Sieg gänzlich fern und auch die Erwägung, ob die Wehrmacht, die wir haben, genüge, um vor Mißachtung unseres Rechtes auf den uns gebührenden Platz an der Sonne zu schützen. Im Gegenteil, ich denke nur an die Notwendigkeit des Vorhandenseins eines Wesens in Volk und Behörden, welches vorbeugt, daß Zumutungen, die die Selbständigkeit der Eidgenossenschaft in Frage stellen, an uns herantreten und das uns, falls dies doch geschieht, befähigt, als Sieger aus dem Konflikt hervorzugehen, ohne daß dafür zu den Waffen gegriffen werden muß.

Dies Wesen wird einzig erschaffen und erhalten durch die Entwicklung des Wehrwesens zur höchsten Blüte seiner Kraft. Es macht groß und stark, so klein und schwach auch die eigenen Kräfte sind und so großmächtig auch derjenige ist, der einem die Selbständigkeit rauben will, denn es gewährt dem Mächtigen keine Anhaltspunkte, um seinen frivolen Willen in die Tat umzusetzen, es findet ohne sorgenvolles Nachdenken das Verfahren, um diesen Willen im Keime zu ersticken.

Das ist eine platte Wahrheit, die jetzt, wo ganz deutlich erkannt werden kann, daß wir wieder in das Vasallenverhältnis der Ambassadorenzeit zurückgedrückt werden sollen, für uns erhöhte Bedeutung gewonnen hat. — Sie ist der entscheidende Grund, weswegen jetzt die Pflege der Wehrkraft von Volk und Behörden als die höchste Staatsaufgabe angesehen werden muß. Aber es muß die richtige Pflege des Wehrwesens sein. Auf das, was die Hauptsache ist, müssen wir alle Bemühungen konzentrieren, auf die Erschaffung der lebendigen Wehrkraft. Es darf dabei jene Auffassung der Dinge, jener Geist auch nicht im Kleinsten mitwirken wollen, der das alte Bern zum Verzicht, durch Ausbildung und Erziehung ein Vertrauen verdienendes Heer zu schaffen, aber als Äquivalent dafür einen großen Kriegsschatz anzuhäufen, veranlaßte. Leitender Grundsatz muß sein, daß alle Kriegsmittel, die durch Geld zu erlangen sind, erst dann und nur dann ihren Wert erhalten, wenn eine Truppe da ist, in der durch Erziehung und Ausbildung nie versagende innere Festigkeit und durch diese berechtigtes Selbstvertrauen erschaffen worden sind und wenn jedermann darüber einig, daß alle durch Geld zu erscheidenden Kriegsmittel eher Schaden als Nutzen stiften, wenn man glaubt, man könne durch sie Ungenügen in Ausbildung und Erziehung ausgleichen.

Das ist der Geist, in dem unser Heer erschaffen werden muß, denn nur dann kommt felsenfest in Volk und Behörden das Wesen, das unsere staatliche Unabhängigkeit vor Gefährdung, vor Zerbröckelung im Frieden zu bewahren versteht. Daß unser Wehrwesen in diesem Geist betrieben wird, das ist die große schwere Aufgabe. Jahrhundertlang hat man unser vaterländisches Wehrwesen in dem Geist betrieben, der das alte Bern veranlaßte, einen großen Kriegsschatz anzuhäufen und daneben ein Heerwesen zu haben, das für seine Aufgabe mangels Erziehung und Ausbildung trotz allem Patriotismus der Bürger niemals genügen konnte. Die Ursache dafür hat bis in die neueste Zeit nachgewirkt.

Unser Wehrwesen hat in den letzten 50 Jahren einen großen Aufschwung genommen, ein anderer Geist hat begonnen sich durchzuarbeiten und jenen zurückzudrängen, der dem Betrieb des Militärdienstes den Charakter einer feucht-fröhlichen Lustbarkeit gab und es dem Wehrmanne schwer machte, den furchtbaren Ernst der Sache zu erkennen und ehrliches Selbstvertrauen zu erwerben. Daß dieser den Jahrhunderte alten Anschauungen und Gewohnheiten fremde neue Geist so rasch Boden fassen und sich ausbreiten konnte, ist ein Beweis, daß alles, was ihm noch entgegensteht, überwunden werden kann. Man muß nur Vertrauen zum Volke haben, und daß dies Vertrauen berechtigt ist, beweist die Vaterlandsliebe, die bei der Kriegsmobilisierung 1914 zutage trat, und wird in noch höherem Maße bewiesen durch die Eile, mit der die durch den jahrelangen, langweiligen Grenzdienst dienstmüden Wehrmänner zu den Waffen eilten, als von Irregeleiteten im Herbst 1918 der Versuch unternommen werden wollte, unsere staatliche und gesellschaftliche Ordnung über den Haufen zu werfen. Der Nutzen, den damals das rasche Truppen-

aufgebot und das Verhalten der Truppen der staatlichen Ordnung leisteten, ist für unser Wehrwesen groß. Das damalige rasche Truppenaufgebot und die zutage tretende soldatische Zuverlässigkeit der Truppe haben nicht bloß die frivolen Macher des Umsturzes überrascht und die Irregeleiteten zur Besinnung gebracht, so daß das Unternehmen im Keime erstickte, sondern sie haben auch im ganzen Volk die Erkenntnis lebendig gemacht, auf was es allein ankommt, wenn man ein Vertrauen verdienendes Wehrwesen haben will. Das Viele, was in früheren Jahren, ja sogar in den Kriegsjahren, als die Armee zum Schutz des Landes an der Grenze stand, in der Presse gegen den Grundbegriff kriegerischer Tüchtigkeit gesündigt worden war, hat jetzt gänzlich aufgehört. Die jetzige Gesinnung des souveränen Volkes gegenüber seinem Wehrwesen ist eine feste Grundlage, auf der rasch und solide im einzelnen Wehrmann das Wesen erschaffen werden kann, das sich dann von selbst auf das ganze staatliche Leben überträgt.

Es hat sich vor kurzem ein Verein gebildet, der durch Aufklärung und Belehrung des Volkes unsere Regierenden bei ihrem pflichtgemäßen Kampf für Erhaltung unserer staatlichen Unabhängigkeit stützen will. Ich glaube, dieser Verein dient seinem Zweck am besten, wenn er seine ganze Kraft dafür einsetzt, das Volk zu überzeugen, daß wir eine durch ihre innere Tüchtigkeit Vertrauen verdienende Wehrkraft haben müssen. Besitzen wir diese, dann braucht man keine erschwerenden Hindernisse durch falsche Anschauungen und Gewohnheiten mehr zu fürchten, dann braucht es keiner Stützung der Behörden mehr bei ihrer höchsten Aufgabe, die staatliche Unabhängigkeit vor Gefährdung zu bewahren.

Die Schweiz und die Heilige Allianz.

Vorbemerkung der Schriftleitung: Aus einer Arbeit über die Schweiz und die Heilige Allianz, die der eben verstorbene Altbundesrat Ludwig Forrer für die „Monatshefte“ zu schreiben im Begriffe war, als ihn zuerst Unpäßlichkeit und dann der Tod davon wegriß, bringen wir im folgenden einige Texte zum Abdruck, die auch ohne verbindenden Kommentar das Interesse unserer Leser finden dürften. Als erstes Dokument geben wir den Bundesvertrag, den die Heiligen Allianzkräfte am 26./14 September 1815 miteinander eingingen und von dem Dierauer im 5. Bd. seiner Schweizergeschichte bemerkt, daß er „trotz seines frommen Gewandes nicht so harmlos war, als man auf den ersten Blick vermeinen konnte,“ im Wortlaut wieder. Als zweites lassen wir die Verhandlungen des Basler Großen Rates vom 7. Oktober 1816 über den Beitritt der Eidgenossenschaft zu dieser Allianz folgen, aus denen ein sehr kluger, staatsmännischer Sinn spricht, von dem man unsern Staatsmännern von 1919/20 etwas mehr hätte wünschen mögen. Und zum Schluß die „Erklärung über die Zustimmung der Schweizerischen Eidgenossenschaft zu den Grundsätzen des brüderlichen und christlichen Bundes“, über deren Bedeutung Paul Schweizer in seiner Geschichte der Schweizerischen Neutralität sehr zutreffend schreibt: „Sie (die Tagsatzung) anerkannte damit die an